

Dieser Stein mit Davidstern und siebenarmigem Leuchter (Menora) erinnert daran, daß an dieser Stelle bis zum November 1938 das jüdische Gotteshaus von Buttenhausen gestanden hat. (Foto: Rainer Kaßmann)

Wir lassen uns heute wieder häufiger an Geschichte erinnern. Oder doch wenigstens an ausgewählte Kapitel der Vergangenheit. Reichsstadtgröße angesichts des restaurierten Rathauses oder eines herausgeputzten Altstadtquartiers, Burgen und Schlösser als Zeugnisse herrscherlichen Willens, architektonischer Meisterschaft – oder auch als Gegenbild zur Abhängigkeit der Vielen, die beim Bau dieser Schlösser und Burgen Frondienst leisten mußten, die von diesen Herrschaftssitzen aus regiert, beherrscht, ausgenommen, in die Kriege geschickt worden sind.

Museen und Ausstellungen ordnen und präsentieren Überliefertes: Staufer, Wittelsbacher, Preußen. Historische Stadtrundgänge werden ausgeschildert und mit Erläuterungen vertieft; dem Reisenden werden ausgearbeitete Routen zu den Schauplätzen und zu den glanzvollen Zeugnissen der Geschichte angeboten: Nibelungenstraße, Straße der Staufer, Oberschwäbische Barockstraße. Neue Versuche, Geschichte zu begreifen als Antwort auf die Frage, wie denn alles geworden ist, woher denn alles kommt? Geschichte also unserer Gegenwart, abgefragt aus der Einsicht, daß man nicht verantwortlich mit der Gegenwart umgehen und auf Künftiges zu gehen kann, wenn man nicht um die Vergangenheit weiß?

Oder vielleicht doch immer wieder nur Reise in die Vergangenheit, Flucht zu den mehr oder weniger kostbaren, mehr oder weniger romantischen Überlieferungen und Zeugnissen, um mit dem schönen Abglanz eine als trist empfundene Gegenwart auszuzyklern?

«Fragen über Fragen.»

Auch die hier zu vermittelnden Beobachtungen, Eindrücke und Gedanken haben ihren Ursprung in Fahrten und Wanderungen auf den Spuren der Geschichte. Aber die hier gemeinte Geschichte eignet sich wenig zu romantischer Ausflucht: Orte, die vor einem halben Jahrhundert noch geprägt waren vom mehr oder weniger selbstverständlichen Mit- oder doch Nebeneinanderleben von Christen und Juden stellen Fragen, erzwingen Gedanken, die in unsere Gegenwart zielen: hier ist ein Abschnitt unserer eigenen Geschichte nicht zu Ende gegangen, wie Abschnitte der Geschichte eben zu Ende gehen. Hier haben Unrecht und Gewalt abgebrochen und zerstört, was so oder anders noch heute Bestand haben könnte. Hier hat eine Zeit, die vor kurzem noch Ge-



«Hier ist nichts anderes denn Gottes Haus und hier ist die Pforte des Himmels.» Der Eingang zur einstmaligen Synagoge von Rexingen, die heute als evangelische Kirche dient. (Foto: W. L.)

genwart und eben noch erlebte Erinnerung war, lediglich Zeugnisse und Relikte hinterlassen.

Die aber werden zu Denkzeichen und machen uns betroffen.

«In Württemberg, im Vorgelände des Schwarzwalds, liegt ein freundliches Dorf. Es heißt Rexingen. Abseits von Eisenbahn und Hauptverkehrsstraße lebte dort unter schwäbischen Bauern seit vielen Geschlechtern eine jüdische Gemeinde. Einst, ehe die Abwanderung nach den Städten begann, war sie groß gewesen. Um 1933 waren es noch an 400 Juden, ein Drittel der Einwohnerschaft. Wie die

meisten Landjuden trieben sie Handel, in erster Linie mit Vieh, einige auch mit Pferden, mit landwirtschaftlichen Produkten. Auch einige Läden und Gastwirtschaften waren in jüdischen Händen. Einige Familien galten als reich, die meisten waren zu mäßigem Wohlstand gediehen. Viele hatten Grundbesitz, auch eigenes Ackerland, und wußten mit Pflug und Tieren umzugehen. Man konnte sie fast als jüdische Bauern bezeichnen: hatte ja auch sonst ein großer Teil der bäuerlichen Bevölkerung in Württemberg eine zweite Erwerbsquelle. Das eigene Land machte die Rexinger Juden bodenständig. Es war ein starkes Gegengewicht gegen die Verlockun-

gen der Stadt.» (Leopold Marx, Über Shavej-Zion) So beginnt Leopold Marx seine Darstellung von Gründung und erstem Aufblühen der Siedlung Shavej-Zion. Aus gutem Grund: eine ganze Gruppe von Rexingern war an den Anfängen von Shavej-Zion beteiligt und gab dem Ort sein erstes Gepräge. Doch hier ist von anderem zu reden. Ich war nach Rexingen gekommen, um die ehemalige Synagoge zu besuchen. Sie ist eine von den wenigen im Land, die den Feuersturm der Reichskristallnacht 1938 überstanden haben. Und darüber hinaus: sie dient – wie zum Beispiel auch die in Hochberg – wieder dem Gottesdienst, dem einer evangelischen Gemeinde nun. Aber über dem Säulenportal steht wieder in hebräisch, was darunter in deutsch wiederholt wird: «Hier ist nichts anderes denn Gottes Haus. Und hier ist die Pforte des Himmels.» Sonst finde ich keinen Hinweis auf Vergangenes. Auch im Dorf, das an den Hängen des tief eingeschnittenen Tals hinaufklettert, kein eindeutiges Zeichen sonst, keine sichtbar, keine erkennbar gemachte Erinnerung. Nur Anlässe zu Vermutungen: hin und wieder meint man, über dem Hauseingang ein Ornament, einmal auch hebräische Schriftzüge zu erkennen, die auf die Erbauer schließen lassen. Nicht wenige dieser Keilsteine wirken, als ob man sie nachträglich geglättet – also von unerwünschten Hinweisen befreit hätte. Auffallend aber vor allem eine ganze Reihe von Häusern, die man sonst kaum einmal antrifft im Land: dörflich wirken zwar die Proportionen, die Details – aber in den Dimensionen entsprechen sie dem, was sonst in unseren Gegenden nur in Städten vorkommt: zwei ausgebaute Obergeschosse über dem Erdgeschoßsockel etwa.

An einem dieser eher städtisch anmutenden Häuser fällt ein fast quadratisches, mit vierteiligem Laden verschlossenes Fenster auf. Nach allem Anschein gehörte es einmal zu einem Ladengeschäft. Größe, Proportionen und sparsame Verzierungen machen einen gediegenen, um nicht zu sagen einen vornehmen Eindruck. Unter der dicken Schicht von Straßenstaub sind noch Reste einstmals farbiger Fassung deutlich erkennbar. In der sonntäglichen Mittagsstunde sehe ich niemanden, den ich fragen könnte. Der über die ganze Breite reichende und offensichtlich im Inneren des Hauses abgesicherte Riegel aus starkem Bandeisen scheint nicht nur diesen Fensterladen zu verschließen: So eindeutig und endgültig verschlossen ist so vieles, was mit der verlorenen, der zerstörten Nachbarschaft zwischen Christen und Juden in diesen Orten und den unseligsten Jahren unserer Geschichte zu tun hat.

Wer will denn schon genau wissen, wie es vorher gewesen und wie dann alles gekommen ist? Und

wer – wenn einer fragt – kann denn noch, will denn noch Antwort geben? Die Zahl derjenigen, die aus eigenem Wissen uns berichten könnten, wird immer geringer; und viele sind unter diesen, die wollen nicht mehr gefragt werden, die wollen sich nicht mehr erinnern. Die wollen nicht mehr davon reden. Höchstens, daß die Brandstifter und Synagogenschänder im November 1938 von auswärts gekommen seien, während man selbst doch eigentlich immer ein recht ordentliches Verhältnis zu den jüdischen Nachbarn hatte. Das sagen sie immer wieder. Verriegelt und verschlossen ein Stück unserer Vergangenheit, das noch kein halbes Jahrhundert zurückliegt. Auf Zeichen sind wir verwiesen, die unser Denken und Fragen in Gang setzen. Auf Denkzeichen, zu denen uns aber kein Weg gewiesen wird: In keinem Dorf, keiner Stadt fand ich Hinweisschilder zu den Synagogen oder zu den Plätzen, an denen sie einstmals gestanden haben, oder auch zu den Friedhöfen. Diese werden allerdings gelegentlich irgendwo am Ortsrand auf Wegweisertafeln für Wanderer genannt; da dürfen sie dann wohl noch als Markierungspunkte dienen. Folgt man jedoch dem Wegzeiger, steht man möglicherweise schließlich ratlos am stacheldrahtbewehrten Maschendrahtzaun und vor dem festverschlossenen Tor, liest gar: «Zutritt für Unbefugte verboten.» Immerhin, gelegentlich ist der Hinweis beigefügt, man könne dort und dort den Schlüssel bekommen. Oder dieser Hinweis allein bekräftigt unseren Ausschluß von einem Stück auch unserer Vergangenheit. Eine Ausnahme ist zu verzeichnen: In Haigerloch, wo die Juden ihren Friedhof am Hang gleich unterhalb ihrer Siedlung anlegen durften, hat die Stadt neben dem Eingang eine Bronzetafel anbringen lassen, auf der in knappen Daten Anfänge und Vernichtung dieser Judengemeinde verzeichnet sind. «Die Stadt Haigerloch will diese Ruhestätte ihrer jüdischen Mitbürger erhalten. Ehre sei ihrem Gedenken.» So schließt der Text, deutlich das endgültig Vergangene der Mitbürgerschaft markierend. Es kann nicht nur die Sorge um den Schutz abseitsgelegener Judenfriedhöfe sein, wenn man so oft vor verschlossenen Toren steht: manche liegen weit abseits und sind zugänglich, manche sind längst von der Siedlung eingeholt und sozusagen unter ständiger Kontrolle – und dennoch verschlossen. So auch in jenem Ort, wo mich vor dem verschlossenen Tor ein vielleicht zwölfjähriger Junge ansprach, ob ich auf den Friedhof wolle, und ungefragt sich anbot, den Schlüssel zu holen, den habe sein Großvater. – Er wartete geduldig, bis ich mich umgesehen hatte. Vor dem Weggehen versuchte ich, von dem freundlichen, aufgeweckten Jungen zu erfahren, was er



Rexingen: Der verschlossene Laden des einstmaligen Geschäfts eines jüdischen Kaufmanns? (Foto: W. L.)

von dem weiß, was mit diesem Friedhof zu tun hat, zu dem sein Großvater den Schlüssel hat. «Da sind halt Juden begraben –.» Bei diesem einen Satz blieb es. Endgültig. Obwohl der Großvater den Schlüssel hat.

Einer – ebenfalls erst nach jenen Jahren geboren, aber schon um einiges älter – fand die Formel dafür: «Eine ganze Generation blieb unbelehrt, weil die Väter unbelehrbar waren.»

Als ich – vor Jahren schon – zum ersten Male nach Mühlingen kam, begleitete ich den inzwischen verstorbenen früheren Stuttgarter Landesrabbiner Dr.

Siegbert Neufeld. Wir wollten alle die Judenorte im ehemaligen Rabbinat Horb besuchen: Baisingen und Mühlen, Nordstetten, Horb und Rexingen. Und eben Mühlingen. Mitten im Dorf, das sich unter dem Schloß an den Hang lehnt, stand in der hellen Luft des friedlichen Sommertags eine Staubwolke, die sich nur langsam auflöste. Im Näherkommen wurde erkennbar: man war dabei, die Synagoge abzureißen. Heute führt hier eine Straße hinüber zum dörflichen Schulzentrum, der Rest ist als Parkplatz genutzt. Damals hatte ich jenes Gefühl, das in der Regel beschrieben wird: ich hätte im Boden versinken mögen. Ich wußte damals einiges über die Ge-

schichte der Juden in Württemberg und vor allem über deren Verfolgung. Aber zu wenig wußte ich vom Judentum. Und konnte mir also kaum vorstellen, was in diesem Augenblick den Juden neben mir bewegen mochte. Er blieb gelassen, suchte sich nach dem Rest einer noch nicht ganz niedergebrosenen Wand eine Vorstellung vom früheren Ganzen zu machen und wandte sich dann dem Friedhof zu. Dort erst wagte ich von der Synagoge und ihrer Zerstörung zu sprechen. Nun, das habe alles seine Ordnung. Es gebe keine jüdische Gemeinde mehr in Mühlingen, die Synagoge sei in einem rechtmäßigen Verfahren von der Gemeinde erworben worden, die könne nun damit machen, was sie für richtig halte. Mit den Verbrechen von 1938 sei das nicht zu vergleichen, ja im Falle Mühlingen könne man fast von einem natürlichen Ablauf der Dinge sprechen: der einstmals bedeutende Rabbinatsort Mühlingen habe mit dem Wegzug der Gemeindeglieder zunächst in das günstiger gelegene Horb und später vor allem in die Großstädte seine Gemeindeglieder nach und nach verloren – auch ohne die Ereignisse der 30er Jahre würde wohl heute kaum noch eine jüdische Gemeinde in Mühlingen bestehen. Und was denn eine ehemalige Synagoge ohne Gemeinde, ohne Thora und Ewiges Licht, ohne Gebet und Gottesdienst anderes sei als ein Gebäude, ein Gehäuse, das keinem mehr zu Diensten sei, weder Gott noch den Menschen. Da sei kein großer Unterschied zwischen dem Abbruch und der Verwandlung in ein profanes Gebäude wie Werkstatt, Lager oder Scheune. Das sei auch in früheren Zeiten schon vorgekommen – als die Wankheimer Synagoge aufgegeben wurde zum Beispiel zugunsten der neuen in der damals neuen Gemeinde Tübingen. Oder als die Gemeinde des Dorfes Kappel mit der von Buchau am Federsee vereinigt wurde und die Synagoge von Kappel aufgegeben wurde. (1882 wurde sie abgerissen, der Platz wurde verkauft, nachdem sich Verhandlungen über den Verkauf der Synagoge an die evangelische Gemeinde zerschlagen hatten.) Die letzte Predigt in der Synagoge von Kappel macht bei aller Wehmut des Abschieds die sachliche und nüchterne Betrachtung eines solchen Vorgangs, einer solchen Entwicklung erkennbar:

«Er, der die Zeiten ändert und die Ereignisse wechseln läßt, der den Tag geschaffen und die Nacht, das Licht und die Finsternis, er ließ nach seinem unergründlichen Willen Zeiten und Umstände eintreten, welche die größten Gemeinden auf dem platten Land allmählich entvölkern und auflösen und ihre Bewohner den großen Markt- und Geschäftsplätzen der Staaten zuführen. Ob dies Verhältnis ewig so sein, ewig so bleiben wird? Die verhüllte Zukunft ist

bloß dem Allmächtigen und Allwissenden bekannt, nur was offen ist (5. B. M. 29), die klare Vergangenheit, liegt vor unseren Blicken, ist unserer menschlichen Beurteilung unterworfen. Und so sehen wir allmählich den Zeitpunkt herannahen, der wirklich erschienen ist und welcher der hiesigen mit allen religiösen und kirchlichen Anstalten und Institutionen musterhaft geordneten israelitischen Gemeinde die Auflösung und als Folge deren Einverleibung in die nächstgelegene gebracht hat, ein Ereignis, das zum letzten Gottesdienst in diesem Hause heute uns versammelt hat. Und wahrlich, ein wehmütiges Gefühl beschleicht uns bei dem Gedanken, aus einem Tempel scheiden zu müssen, der uns so viele Seelengenüsse gebracht hat. Denn wenn wir keine Wohnung, in der wir nur wenige Jahre gelebt, gleichgültigen Gemütes verlassen, um wie viel weniger ein Haus, in welchem wir dem würdigsten Geschäft oblagen, das Menschen auf Erden verrichten können . . . Freilich muß uns überall der feste Vorsatz begleiten, der in uns im Gotteshause angeregt und erweckt wird, auch im Leben auszuführen: Menschen zu beglücken und Menschen zu erfreuen. Als einst Rabbi Josua beim Anblick des zerstörten Tempels zu Jerusalem in den Klageruf ausbrach: «Wehe uns, daß die Stätte, auf welcher Israel sich mit seinem Vater im Himmel aussöhnte, in Trümmern liegt», erwiderte ihm Rabbi Jochanan: «Beruhige dich, mein Sohn, wir haben ein anderes Mittel der Sühne – die Betätigung und Ausübung der Menschenliebe, und so lange es Israel an milden und guten Werken nicht fehlt, kann es überall vor seinen Gott hintreten, sich überall mit ihm aussöhnen.» (Joseph Mohn, Der Leidensweg unter dem Hakenkreuz. – Bad Buchau)

Es bleibt die Frage, ob wir uns – nach allem, was geschehen ist – solche Gelassenheit aneignen dürfen. Hier war nicht von Aussöhnung für uns die Rede. Synagogen, die durch Vertreibung, Verschleppung und Mord um ihre Gemeinde gekommen sind, Synagogen, die 1938 «nur» demoliert und geschändet worden sind und nicht in Brand gesteckt (weil nämlich die Nachbarschaft hätte mit in Flammen aufgehen können), Synagogen, aus denen man Thorarollen, Gebetbücher und liturgisches Gerät auf einen benachbarten Sportplatz gebracht hat, um sie dort «ungefährlich» zu verbrennen – all solche Synagogen sind seitdem Zeichen unserer eigenen unseligen Geschichte. Und wenn sich weit und breit kein Jude findet, der ein Wort sagt für die Erhaltung einer dieser ehemaligen Synagogen: w i r dürfen sie dennoch nicht aufgeben. Sie müssen Zeichen bleiben auch für alle folgenden Generationen. Nicht einen einzigen Anspruch an die Geschichte



An den berühmten Sohn Nordstettens Berthold Auerbach erinnert eine Tafel am Rathaus, auf dem Friedhof findet man sein Grab – aber keinen Hinweis im Ort, der zu seinem Geburtshaus führen könnte. (Foto: Norbert Krüger)

darf stellen, wer nicht die ganze ungeteilte Geschichte als seine eigene in Anspruch nimmt. (Oder sollte man aus der Geschichte «nach Wahl» erben können und immer nur das, was Größe, Ehre, Ruhm und Reichtum bedeutet?) Und deshalb müssen die Zeichen sichtbar erhalten bleiben, die uns mit unseren eigenen Gedanken vor den Kopf stoßen können.

Nicht immer ist es leicht, mit solchen Überlegungen Ernst zu machen. Die älteste auf württembergischem Boden erhalten gebliebene Synagoge steht in einer kleinen Landgemeinde, in Freudental im Kreis Ludwigsburg. Günter Bächle hat im vergangenen Jahr in der *SCHWÄBISCHEN HEIMAT* (S. 167) über sie geschrieben. Ein schlichter Bau – wie die meisten alten Synagogen und vor allem die ländlichen – aber doch von nobler Architektur. Das hohe Walmdach und die Werksteingliederungen der Wände, die flach überwölbten Fenster kennzeichnen auch im derzeitigen desolaten Zustand noch den ursprünglich sakralen Charakter des Baus, der auch mit dem deutlich abgesetzten Vorbau betont wird, in dem sich die Frauenempore befand, und mit den – inzwischen vermauerten – Fenstern der Ostwand.

Zusammen mit den Resten eines Treppenturms aus der Renaissance und mit dem sogenannten Judenschlößle, einem herrschaftlichen Bau von 1614, den später die jüdische Gemeinde erwarb und bis in dieses Jahrhundert hinein bewohnte, ist hier ein ganzes Ensemble historischer Bauten angedeutet. Dieses Judenschlößle konnte weiter als Wohnhaus dienen, die Renovierung schien lohnend: seit 1975 macht nun das herausgeputzte Fachwerk erst recht auf den desolaten Zustand der Synagoge aufmerksam.

Deren Erhaltung ist inzwischen nun einigermaßen sicher, nachdem ein eigens zu diesem Zweck gegründeter Verein sie – mit öffentlicher Unterstützung – erworben hat, um sie wiederherzustellen. Schwierig wird es vor allem sein, eine neue, sinnfällige und tragfähige Nutzung zu finden; man wird das auch nicht allein der doch recht kleinen Gemeinde und dem Verein engagierter Bürger überlassen dürfen und so tun, als ob es hier allein um die Geschichte eines Dorfes und vielleicht noch seiner näheren Umgebung ginge. Es ist ja nicht so, als ob in den frühen Jahren nur die einzelnen Ortsherrschaften von den Schutzgeldern und sonstigen Abgaben der Juden profitiert hätten und später (nach deren Emanzipation nämlich) nur die Gemeinden vom



Das Grab der Madame Kaulla auf dem Friedhof der Hechinger Juden. Die Inschrift lautet: «Hier ruht ein Weib, die groß in ihrem Volke, groß in ihrem Vaterlande gewesen.» (Foto: Norbert Krüger)

Steueraufkommen der wirtschaftlich erfolgreichen Juden! Sehr wohl hatten nicht wenige Landesteile durchaus schon ihren Vorteil von jüdischen Lieferanten und Geldgebern, als sie noch wie die meisten Reichsstädte und größeren Territorien – so auch das Herzogtum Württemberg – keine Ansiedlung von Juden dulden wollten. Da soll nur ein einziger Name stellvertretend genannt werden, der Name Kaulla. Dieser Name einer bedeutenden Bankiersfamilie ist ursprünglich nichts anderes als die hebräisch getönte Koseform von Karoline, so wurde die 1739 in Buchau geborene Tochter des Vorstehers und Hof-

faktors Raphael und der Rebekka von Regensburg gerufen. Madame Kaulla war wohl die bedeutendste unter den Frauen, die um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert als Hoffaktoren – Hof- und Heereslieferanten und Finanzagenten – wirkten. Sie stand vor allem in Beziehung zu den Höfen in Hechingen, Donaueschingen und Stuttgart. Besonders hier war ihr Wirken sehr nachhaltig; ihr Ansehen war so groß, daß ihr Vorname zum Familien- und Firmennamen wurde. Nach ihrem Tode (1809) wurde Madame Kaulla in Hechingen beigesetzt. Ihr prachtvoller klassizistischer Grabstein auf dem Hechinger Ju-

denfriedhof rühmt sie: «Hier ruht ein Weib, die groß in ihrem Volke, groß in ihrem Vaterlande gewesen.» (Heinrich Schnee, Die Hoffaktoren-Familie Kaulla) Man begegnet dem Namen Kaulla vielfach in der Geschichte des Stuttgarter Bankwesens, in den Adelslisten – und auf den Friedhöfen. Zunächst in jenem ausgegrenzten und doch in das Ganze eingebundenen israelitischen Teil des Hoppenlaufriedhofs in Stuttgart und dann in dem stillen, ganz am Rande gelegenen Teil des Pragfriedhofs, der den Stuttgarter Juden eingeräumt worden ist.

Stuttgarter Juden – das hatte es über lange Jahrhunderte nicht gegeben bis zur schrittweisen Emanzipation und Gleichstellung der Juden im 19. Jahrhundert. Bis zur freien Beteiligung der aus den früheren ländlichen Judenorten Zugewanderten an allem öffentlichen Leben. Stuttgarter Juden – dafür stehen hier nur einige wenige Namen: Fritz Wertheimer, der Generalsekretär des Deutschen Auslandsinstituts, der Cannstatter Fabrikant und Dichter Leopold Marx, der Architekt Ernst Guggenheimer, der Direktor des Konservatoriums für Musik Karl Adler, der Maler Hermann Fechenbach aus Bad Mergentheim, der Vorkämpfer für die Neckarschiffahrt Otto Hirsch, der Verwaltungsjurist Fritz Elsas –.

Es scheint, daß in Stuttgart – und auch sonst im Württembergischen – die Integration der Juden in Staat und Kommune ganz besonders intensiv gewesen ist. Es ist jedenfalls nicht übertrieben, wenn man von einem besonderen jüdisch-württembergischen Patriotismus spricht, der sich nicht nur an landesfürstlichen Jubeltagen äußerte, sondern auch sein Echo fand – etwa durch königliche Zuwendungen an Geld – wie beim Bau der neuen Buchauer Synagoge, was dann Anlaß gab zur Buchauer Glockenlegende –, an Aufmerksamkeit und durch die Anwesenheit des Königspaares bei wichtigen Anlässen, wie zum Beispiel bei der Einweihung des jüdischen Waisenhauses in Esslingen.

So gab es auch in Stuttgart lange so gut wie keinen Zionismus. Als Ende der 20er Jahre Martin Buber in Stuttgart die Frage erörterte «Was geht uns Palästina an?», hielt man ihm entgegen: «Für uns württembergische Juden kommt das doch gar nicht in Betracht.» (Adolf Wold; nach Maria Zelzer, Weg und Schicksal der Stuttgarter Juden)

Darin äußerte sich nicht nur kurzfristig bequeme Einfügung in die gegebenen Verhältnisse, opportunistische Anpassung, sondern Selbstverständliches, etwas, das man sich nicht anders denken und vorstellen konnte damals: dieses Land war Heimat.

Der «gute Ort» der Hechinger Juden. (Foto: Norbert Krüger)



Noch Jahre später wird das aus der Erinnerung in einer Gedenkrede vergegenwärtigt: «Die eigentliche Seele des Gemeindehauses Hospitalstraße 36 war Lehrer Max Meyer . . . Was er uns in seiner kernigen Sprache über die Richter und Propheten erzählte, fügte sich so ganz selbstverständlich dem ein, was wir in der nahe gelegenen Bürgerschule über Ludwig Uhland und Friedrich Schiller hörten. Überhaupt erschien es uns, als ob die Propheten nie anders als schwäbisch gesprochen hätten. Und wir kannten genau die Stelle im Neckar, wo die Kinder Israels den Jordan überschritten hatten, während für den Überfall Gideons auf die Philister keine andere Stelle als der Bopserwald sich eignete. So formte sich in uns Kindern der Keim jener einzigartigen Synthese aus den flammenden Worten der gerechtigkeitsuchenden Propheten und den klangvollen Versen der Dichter und Denker, die den Ruf nach freien Menschenrechten erhoben.» (Chanan Lehrmann; nach: Maria Zelzer, Weg und Schicksal der Stuttgarter Juden)

Selbst einer, der sich ausgeschlossen sieht und vertrieben aus dem lebenslang Vertrauten, vertrieben von denen, mit denen er Sprache und Heimat geteilt hat, selbst der emigrierende Leopold Marx nimmt nicht Abschied von einem feindlich gewordenen Land, sondern von seiner Heimat:

Mein Fluß, noch einmal Brücken, Türme spiegelnd und altvertraute Bäume – Stadt um Stadt, in Gärten, Rebengrün und Wald gebettet, und meine Berge, keiner, den der Fuß nicht kennt, obstschwere, weinumrankte, runde und felsumrandet ragende – die Alb . . . Vorbei, vorbei – zum letzten Mal. Was war, das kommt nicht mehr, der Fluß fließt nicht zurück. Ein Leben war's, und Heimat war's, und Leids und Glück genug . . . Schön war's, schlimm war's – vorbei!

(Leopold Marx; nach: Maria Zelzer, Weg und Schicksal der Stuttgarter Juden)

Ungezählt sind die Erklärungen, in denen Heimatrecht in Anspruch genommen wird, in denen das Vertrauen sich äußert, in diesem Recht bestätigt zu werden. Und nicht minder zahlreich die Äußerungen des Schmerzes, als dieses Vertrauen sich getäuscht sah von denen, mit denen man gemeint hatte, in einem Vaterland, in der gleichen Welt der Gedanken, der Gefühle, der Sprache, in derselben Heimat zu leben.

Wie weit dieses patriotische Mißverständnis gehen konnte, zeigt der Abschiedsbrief eines Stuttgarters aus dem April des Jahres 1933: «Ihr lieben Freunde!

Hierdurch ein letztes Lebewohl! Ein *deutscher* Jude konnte es nicht über sich bringen, zu leben in dem Bewußtsein, von der Bewegung, von der das nationale Deutschland die Rettung erhofft, als Vaterlandsverräter betrachtet zu werden! Ich gehe ohne Haß und ohne Groll. Ein inniger Wunsch beseelt mich – möge in Bälde die Vernunft Einkehr halten! Da mir bis dahin überhaupt keine – meinem Empfinden entsprechende – Tätigkeit möglich ist, versuche ich durch meinen Freitod, meine christlichen Freunde aufzurütteln. Wie es in uns *deutschen* Juden aussieht, möget Ihr aus meinem Schritt ersehen. Wieviel lieber hätte ich mein Leben für mein Vaterland gegeben! Trauert nicht – sondern versucht aufzuklären und der Wahrheit zum Siege zu verhelfen. So erweist Ihr mir die größte Ehre!» (Fritz Rosenfelder; nach Maria Zelzer, Weg und Schicksal der Stuttgarter Juden)

Und diesem Zeugnis aus frühen Anfängen der Zerstörung und des Unheils sei eines aus den letzten Jahren der Gewalt gegenübergestellt, das eines namentlich nicht genannten Häftlings aus dem Konzentrationslager Theresienstadt: «Die schwäbischen Häftlinge verbindet die gemeinsame Heimat. Wir betonen unsere Herkunft aus Württemberg und reden kräftig schwäbisch, wenn wir einander begegnen. Wir haben Heimweh . . . Ein Stuttgarter Rechtsanwalt grüßt mit Hie gut Württemberg allewege.» (Nach Maria Zelzer, Weg und Schicksal der Stuttgarter Juden)

Zwei Plätze in Stuttgart machen vor anderen die Geschichte jüdischer Württemberger und ihrer Verfolgung manifest. Ein Gedenkstein auf dem Killesberg erinnert daran, daß von hier aus mehr als 2000 jüdische Mitbürger «ihren Leidensweg in die Konzentrationslager und in den Tod antraten».

Vom eigentlich hiesigen Geschehen hingegen zeugt in besonderer Weise die 1951 wiederaufgebaute Synagoge, und sie allein auch von einem gewissen Fortbestand – oder von Neuanknüpfung wenigstens.

Als 1938 die Nazis befahlen, die Reste der ausgebrannten Synagoge einzureißen und einzuebnen, gelang es Ernst Guggenheimer, der diese Arbeit leiten mußte, die steinernen Gesetzestafeln, die bis dahin den Frontgiebel gekrönt hatten, beiseite zu schaffen; heute sind sie innen an der nördlichen Seitenwand der wiedererstandenen Synagoge angebracht – nach den Einweihungsworten des damaligen Landesrabbiners Siegbert Neufeld ein doppeltes Sinn- und Denkzeichen «für die Kraft der jüdischen Gedanken, die nicht Feuersgluten und nicht Wasserfluten vernichten können», zugleich aber



Die Stuttgarter Gesetzestafeln. Einst krönten sie die Giebelfront der Stuttgarter Synagoge. Bei deren Zerstörung blieben sie erhalten, sie konnten beiseitegeschafft und gerettet werden. Heute sind sie auch ein Hinweis auf Tradition und Fortbestand im Neubeginn nach den Jahren des Unheils. (Foto: Norbert Krüger)

auch zur Mahnung, «daß überall wo Juden sich aufhalten, Richtschnur ihres Lebens der Inhalt dieser Gebote der Sittlichkeit» sei. Und bei gleicher Gelegenheit beschwor der aus Stuttgart stammende damalige Landesrabbiner von Luxemburg Chanan Lehrmann jene Vergangenheit herauf, in der «von Stuttgart als von dem neuen Jerusalem», vom «Nekkar als dem neuen Jordan» gesprochen wurde: «Wir Juden haben ein dankbares, manchmal quälendes Gedächtnis. Als wir im späten Mittelalter aus Deutschland und aus Spanien vertrieben wurden, nahmen wir die deutsche und die spanische Sprache wie ein Stück Heimat mit und bewahrten sie in ihrer altertümlichen Form unter dem Namen «ladino» und «jiddisch» bis zum heutigen Tage als Zeugnis eines Blattes unserer Geschichte. Schon im Gesetz Mosis ist das Gebot niedergelegt, selbst des Aufenthaltes in Ägypten nicht in Haß zu gedenken, da wir, obzwar als rechtlose, bedrückte Sklaven, immerhin Bewohner jenes Landes gewesen waren.

Erst recht behalten wir jene Stätten in Erinnerung, wo wir im milden Klima eines fortschrittlichen Jahrhunderts unsere geistigen Güter pflegen und zu hoher Blüte entwickeln, gleichzeitig aber auch zur Kultur des Gastlandes mitgestaltend beitragen konnten. Den Überlebenden aus jener Zeit erscheint daher die aus heiterem Himmel hereingebrochene – wenn auch durch Seher wie Heinrich Heine vorausgesagte – Katastrophe, die wie eine vernichtende Sturmflut alle von Menschenhand errichteten Kulturwerte hinweggeschwemmt und die vom Menschengestalt errichteten Dämme gegen die Uragewalten der Barbarei niedergerissen hat, noch heute als unfassbar; wie umgekehrt der Nachkriegsgeneration, welche die Trümmer des jüdischen Erbes in diesem Lande übernahm und verwaltet, die Erzählungen von einem stolzen und blühenden württembergischen Judentum als sagenhaft und unwirklich – gleich denen von der im Ozean versunkenen glücklichen Insel Atlantis – erscheinen mögen.» (Chanan Lehrmann; nach Maria Zelzer, Weg und Schicksal der Stuttgarter Juden)

Architekt der neuen Stuttgarter Synagoge war derselbe Ernst Guggenheimer, dem es 1938 zugefallen war, die Trümmer ihrer Vorgängerin zu beseitigen und der dabei die Gesetzestafeln retten konnte. Mit diesem Neubau gab er nun einem Architekturprogramm sinnfälligen Ausdruck, das er schon 1930 formuliert hatte: «. . . der immer größer werdende Kreis der Verstehenden weiß, daß nicht die Pracht des Innenraumes, nicht die Wucht der Fassade mit maurischer Kuppel dem Wesen des jüdischen Kultus gerecht wird. Die Synagoge wird heute im Grundplan als Neubeseelung der jahrhundertealten

Überlieferung sich an nichts anderes halten können als an die heilige Lade und den Tisch, an dem die Gesetze vorgelesen werden. Diese beiden sind die natürlichen Brennpunkte, von denen die Baugestaltung ihren Ausgang nimmt: die Bundeslade an der Ostwand – ihr beigegeben die rituellen Lichte, die Ewige Lampe, die Totenlichter –; der Vorlesepult in der Mitte des Raumes. Um ihn sammeln sich die Sitzreihen. Jeder Anwesende hat gleichen Anteil am Inbegriff des jüdischen Gottesdienstes: dem Vorlesen der Heiligen Schrift. So ist der nach außen streng durch den Vorhof abgeschlossene kubische Raum – der Saal – der sinnfällige bauliche Ausdruck für den jüdischen Tempel. Der Frauenraum auf der Empore mit der strengen Trennung im Hinblick auf Eingang und Sicht vermag das Wesentliche des Raumes zu unterstreichen.» (Ernst Guggenheimer; nach: Maria Zelzer, Weg und Schicksal der Stuttgarter Juden)

Das Wesentliche des Raumes: Die Heilige Lade, der Tisch, an dem die Gesetze vorgelesen werden, Lichte, Lesepult: allen anderen Synagogen im damaligen Land Württemberg und in Hohenzollern ist dies genommen, wenn sie nicht gar zerstört sind. Da werden nirgends mehr die Heiligen Texte gelesen, da gibt es nirgends mehr den Rhythmus von Sabbat zu Sabbat, die Abfolge der Hohen Feiertage über das Jahr. Selbst die Erinnerung ist weit versunken oder verschüttet. An vielen Orten gibt es weder Hinweis noch Gedenkzeichen. Eine der größten und wichtigsten Synagogen, die in Hechingen, findet und findet keinen Käufer, keinen, der bereit und in der Lage wäre, sie zu retten und zu einem Ort des Gedenkens, vielleicht auch eines neuen Lernens über das Miteinander zwischen Christen und Juden oder ganz allgemein zwischen Mehrheiten und Minderheiten zu machen.

Wohnungen, Schuppen, Kaufhäuser, Parkplätze, Baulücken –, im besten Fall ein stiller Rasenplatz mit einer mächtigen Trauerweide – das ist geblieben; und wir belassen es – von Ausnahmen abgesehen – in befremdlicher Anonymität.

Obwohl hier doch einmal das Gotteshaus der Nachbarn gewesen ist. In Freudental, erzählt man, sei die Nachbarschaft so weit gegangen, daß gelegentlich sogar der eine oder andere christliche Mitbürger die

Zum Bild auf der rechten Seite:

Nur eine Trauerweide auf stillem-Rasenplatz erinnert daran, daß hier bis zur gewaltsamen Zerstörung die Synagoge der jüdischen Mitbürger von Buchau gestanden hat. Von den meisten wird sie kaum beachtet, aber den Wissenden ist sie eindringlich mahnendes Denkzeichen. (Foto: Rainer Kaßmann)



vorgeschriebene Mindestzahl von zehn großjährigen Männern aufgefüllt habe, die erst die Abhaltung des jüdischen Gottesdienstes ermöglicht. Zumindest jedenfalls hat man Nachbarschaft geübt, wenn jemand zu Grabe getragen wurde – und dies stellenweise auch dann noch, als der Umgang mit Juden schon nicht mehr ungefährlich war. Und erst recht in den Jahren vorher: im Klinkerbau der samt Lehrerstelle von einem ehemaligen Buttenhauser Juden gestifteten Bernheimer-Realschule saßen zu gleichen Teilen Christen und Juden in der Klasse. In den Gemeinderäten arbeitete man zusammen; hier und dort gab es so etwas wie einen gemeinsamen Stammtisch zwischen Rabbiner und Stadtpfarrer. In Buttenhausen wird berichtet, das ganze Dorf habe mehr oder weniger von den Juden gelebt: wer nicht unmittelbar bei einem von ihnen beschäftigt war, der hatte doch indirekt sein Auskommen durch sie als Handwerker, als Heimarbeiter oder mit Spann- und Fuhrleistungen.

Von denen, die Auskunft geben können (und dazu bereit sind), wird immer wieder hingewiesen auf die gutnachbarlichen Beziehungen in den Jahren vor

der Verfolgung. Und diese Auskunft kommt von beiden Seiten. So wird aus Mergentheim berichtet: «. . . seit ich Deinen Brief besitze, stehen all die Jugendjahre, die ich in Mergentheim verbrachte, wieder vor mir. Ich überlege und finde, daß wir, die Jugend von damals, glücklich und frei und froh in dem alten Städtchen aufgewachsen sind. Sorglos bis zum Beginn des Krieges 1914. Wir konnten ja nicht ahnen, welche bewegte Zukunft uns bevorstand. Wir waren befreundet mit anderen Mergentheimer Kindern, egal ob Christen oder Juden – ich muß gestehen, daß ich keinen Unterschied damals bemerkt habe und auch meine Schwestern nicht. . . . Ich denke gerne an Mergentheim zurück. Ich finde, daß man sich kaum eine schönere und freiere Kinder-, Schul- und Jugendzeit wünschen kann wie die unsrige. Alles gehörte uns. Der Obere Marktplatz und der Schulhof, die Grabenallee und der herrliche Schloßgarten – alles – und überall konnten wir Versteck und andere Spiele spielen, alles gehörte uns Kindern und überall waren wir zu Hause und fühlten uns daheim, und nie empfand ich einen Unterschied zwischen Juden und Christen. Ich erinnere

Wo bis 1938 die Synagoge der israelitischen Gemeinde Laupheim gestanden hat, finden wir heute die Kirche einer evangelischen Gemeinde. Ein Denkstein am Rande des Grundstücks bewahrt ein Abbild der einstigen Synagoge und erinnert an deren gewaltsame Zerstörung. (Foto: Rainer Kaßmann)





Die von einem früheren Buttenhauser gestiftete «Bernheimer'sche Realschule» in Buttenhausen dient heute als Rathaus. (Foto: Rainer Kaßmann)

mich sehr gut, daß meine Schwester und ich jedes Jahr an Weihnachten bei dem Stadtschultheißen Klotzbücher, mit dessen Töchter wir befreundet waren, zum Christbaum eingeladen waren. Dafür brachten wir ihnen an Pessach Mazzes, die sie mit Freude annahmen. Und so war es mit anderen christlichen Freundinnen ebenfalls.» (nach: Hermann Fechenbach, Die letzten Mergentheimer Juden)

Und in Buchau erzählte uns vor Jahren Siegbert Einstein, einer der beiden Buchauer Juden, die aus Theresienstadt zurückgekehrt sind: «Meine Familie Einstein dürfte wohl zu den ältesten Familien gehören, die auf Buchau zurückführen. Ich bin hier 1889 geboren, hier aufgewachsen; und bis zum heutigen Tag – mit Unterbrechung der KZ-Zeit – lebe ich in Buchau.

Ich erinnere mich gerne, daß während der Schulzeit die drei Konfessionen, die hier gelebt haben, in bester Harmonie zusammengekommen sind. Insbesondere hat sich das bei uns Kindern gezeigt. Wir waren damals, wie heute auch, Lausbuben, und es hat niemand gefragt: Bist du Jude oder bist du evangelisch oder katholisch? Wir waren Schüler von Buchau. Es war damals zum Beispiel so, daß wir jüdischen Schüler in der Realschule, die ja am Samstag Schule hatten, unbehindert den Gottesdienst in der Synagoge besuchen konnten. Die anderen Schüler hatten zum Teil das Angenehme, leichte Schularbeiten zu haben, denn ich erinnere mich, daß katholische Lehrer den Organistendienst in der Synagoge in Buchau durchgeführt haben.» (Siegbert Einstein, Bad Buchau; in «Jüdische Gemeinden in Oberschwaben», SWF Tübingen)



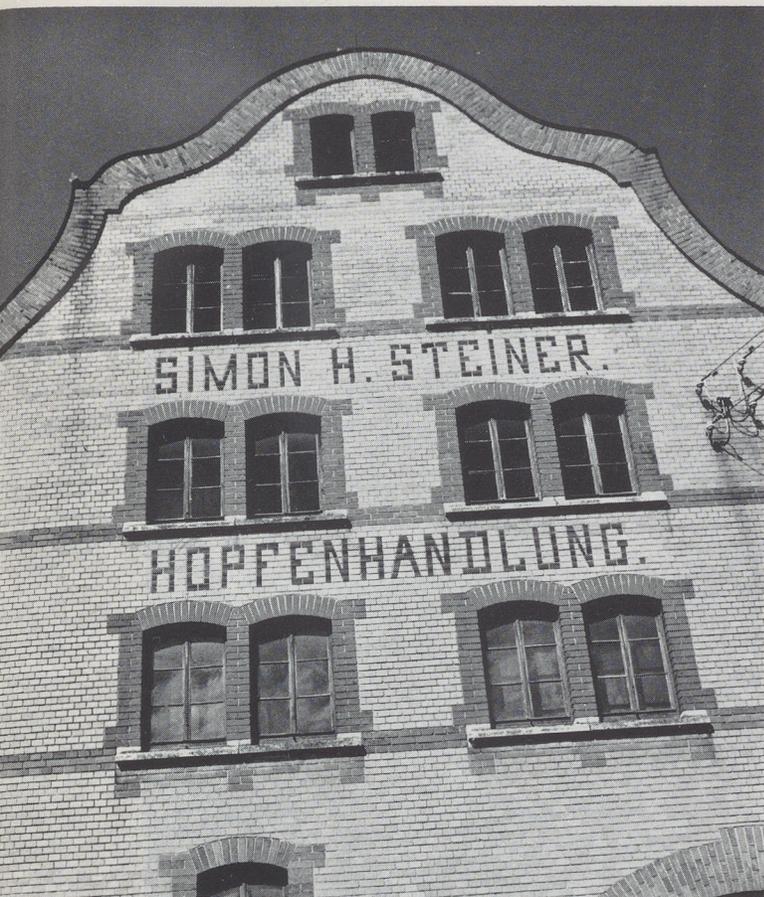
Stellvertretend für viele andere Zeugnisse erinnert die auch durch ihre ausgewogene Architektur beeindruckende «Hopfenhandlung von Simon H. Steiner» an den Anteil, den jüdische Unternehmer und Kaufleute an der früheren wirtschaftlichen Bedeutung Laupheims gehabt haben. Aber der Name Steiner ruft zugleich auch Erinnerungen wach an einen anderen aus Laupheim stammenden Träger dieses Namens, an den Geheimen Kommerzienrat Kilian von Steiner, der zu den Begründern des Schwäbischen Schillervereins und des Schiller-Nationalmuseums in Marbach gehört. (Fotos: Rainer Kaßmann)

Aber aus eben diesem Buchau wird auch berichtet, daß es Eingaben und Beschwerden gab, als sich der erste Jude an der Hauptstraße niederlassen wollte. Doch: wo wäre Nachbarschaft immer gleichzusetzen mit unausgesetztem Einvernehmen und unablässigem wechselseitigen Wohlwollen und Wohltun? Und dies zumal, wo es sich um die Nachbarschaft konfessionell verschiedener Gruppen handelt?!

Ich erinnere mich an üble konfessionelle Streitereien und Beschimpfungen über die Mauer zwischen den Schulhöfen «benachbarter» Volksschulen – einer evangelischen und einer katholischen – hinweg. Und da sollte es anders gewesen sein zwischen jüdischen und christlichen Schülern, die noch viel stärker getrennt waren durch Unkenntnis, Mißverstehen und generationenalte Vorurteile?

Auch im Beschönigen und Glätten liegt – wie im Ausklammern und Verschweigen – Verzerrung und Verfälschung. Gerade in Kindheitserinnerungen bricht immer wieder auf, was es in jenen vergange-

nen Zeiten christlich-jüdischer Vergangenheit und Nachbarschaft eben auch gegeben hat. So erinnert sich Hermann Fechenbach: «Wenn auch das Verhältnis zwischen Juden und Christen in Mergentheim auf gegenseitiger Achtung beruhte und zum Teil freundschaftlich war, so fühlte ich doch, daß wir irgendwie von der anderen Seite mit einem etwas überlegenen Selbstbewußtsein behandelt wurden. Offene antisemitische Beschimpfungen von Erwachsenen kamen kaum vor, doch bei den Kindern konnte man stets feststellen, wie die Gesinnung im Elternhaus war. Wenn ich auch das Sprüchlein kannte: «Schimpfen, schimpfen tut nicht weh, und wer mich schimpft, hat Läuse und Flöhe», so traf mich der Spott, den sich manche Kinder erlaubten, doch so tief, daß sich mir die Frage aufdrängte, warum ausgerechnet wir Juden sein mußten. Ja, meine Unzufriedenheit über meine Zugehörigkeit zur jüdischen Religionsgemeinschaft ging so weit, daß ich alles, was bei uns alt und verbraucht aussah, als jüdisch bezeichnete, ganz besonders Vaters altes



Fahrrad und auch unseren Hund Peter. Selbst ein gewisses Minderwertigkeitsgefühl kam in mir auf, das ich immer wieder zu überwinden hatte. Wenn ich dann Vater und Onkel Abraham groß und aufrecht in den Reihen der freiwilligen Feuerwehr stehen sah, kam mir dies wie ein gewisser Ausgleich vor. Auch ihre Mitgliedschaft beim Turnverein trug dazu bei, daß ich mich mit meinem Judesein versöhnte.» (Hermann Fechenbach, Die letzten Mergentheimer Juden)

Auch der in Horb aufgewachsene Arzt Fritz Frank berichtet sowohl von manchem selbstverständlichen Umgang mit katholischen Nachbarn, mit der Familie des Dienstmädchens, vom Miteinander in Kindergarten und Schule, von «interkonfessionellen» Schneeballschlachten und anderen Streitereien, bei denen sich gelegentlich wohl auch katholische und jüdische Horber gegen die auswärtigen Rexinger beider Konfessionen zusammentaten. Aber auch ihm blieben die ganz und gar nicht freundnachbarlichen Hinweise auf sein Judentum nicht erspart: Auf einmal kam der Freund nicht mehr zum Spiel, nicht mehr ins Haus, ging aus dem Weg, bis es bei irgendeiner abseitigen Gelegenheit hervorbrach: «Ihr habt unseren Heiland gekreuzigt!» – «Das ist verlogen!» Das Kind eilte aufgescheucht zur Mutter, empfing große Zärtlichkeit

und einen Schein von Tröstung: «Es ist nicht wahr.» Oder «Es waren nicht die Juden, es waren die Römer». Oder «Das verstehst du noch nicht, wenn du groß bist, erzähle ich dir alles . . .» Die letzte Antwort war für das Kind noch schwerer als die erste, weil die Mutter nicht alles sagen wollte . . . Das Kind gab am nächsten Tag von der Antwort weiter: «Meine Mutter sagt, das ist nicht wahr, es waren gar nicht wir Juden, es waren die Römer!» Der gewesene Freund wußte es besser. Er wußte es vom Lehrer oder vom Pfarrer, und seine Eltern hatten es auch bestätigt. «Es war nicht der Vater oder der Großvater von deinem Freund», sagte eine dieser Vertrauenspersonen, «auch kein Onkel, nicht einmal ein Horber, aber Juden sind's gewesen. Aber da kann dein Freund nichts dafür . . .»

Als er das nächste Mal auf die Schütte ging, machte er verstohlen den Passionspfad . . . Dann prüfte er alle die Stationsbilder: Wo sind Juden dabei und wo sind keine Juden dabei? Die Juden erkennt man an der krummen Nase und daran, daß sie mit den Händen reden. Im Gefängnis, wo die Dornenkrone auf den Kopf gepreßt wird, und bei der Peitschung sind Gott sei Dank keine Juden dabei. Bei der Kreuztragung stehen Juden herum und schauen zu, ohne zu helfen. Es ist gottlob ein römischer Soldat, kein jüdischer, der mit der Lanze in die Seite sticht und den Essigschwamm zu trinken gibt. Bei der Kreuzabnahme, der Grablegung, der Auferstehung – nirgends sind mehr Juden dabei.

Mit den Tagen, mit den Wochen wurde das Erlebnis vergessen. Kinder haben keine Zeit, lange zu grollen. Der Freund wurde wieder Freund. Es blieb aber eine Bereitschaft des Mißtrauens und des Schmerzens – und vielleicht bei beiden. (Fritz Frank, Kindheit in Horb; in: SCHWABISCHE HEIMAT, Heft 1/1977)

Denkzeichen, im eigentlichen Sinne Denkmäler sogar für jüdisch-christliche Nachbarschaft haben hier und da die Zeit von Gewalt und Bedrängnis unbeschädigt überstanden: auf den Ehrenmälern für die Toten des Ersten Weltkriegs stehen in manchen Dörfern neben den Beck, Hirrle oder Kummer wie eh und je die Bernheimer, Nachmann und Levi. Es war der tragische Irrtum vieler, daß sie glaubten, wenigstens diese Nachbarschaft müsse auch für die Lebenden gelten. Sie ließen Chancen zur Emigration vergehen, weil sie Kriegsteilnehmer, Träger von Auszeichnungen, ja Kriegsbeschädigte waren; zu spät mußten sie erkennen, wie wenig sie mit dem «Dank des Vaterlandes» rechnen konnten. Die Gewalt machte nicht halt vor den Lebenden, sie ließ oft nicht einmal das Gedächtnis der Toten in Frieden. Auch die Inschrift des schönen Grabmals Friedrich

Adlers für die Weltkriegstoten auf dem Laupheimer Judenfriedhof wurde zerstört. –

Friedhöfe sind oft die einzigen Denkzeichen verlorener und doch nicht ganz aufgehobener Nachbarschaft. Hier spiegelt sich in den dichten Reihen der Grabsteine – von den alten, flachen, nur hebräisch beschrifteten Sandsteintafeln über die reicher verzierten und bald auch teils zusätzlich, teils vor allem deutsch beschrifteten, immer monumentaler werdenden Grabmäler mit modisch wechselndem Zierat die Geschichte jeder dieser Gemeinden. Da gibt es in Buttenhausen das Grab der 1935 gestorbenen Bluma Adler mit der Inschrift «Sie starb in Amerika. (Sie fand ihre letzte Ruhe) in der Heimat» – nun ist auch diese Inschrift schon wieder zum Teil unleserlich. – Oder die einzelnen Bestattungen aus jüngerer Zeit, bis in unsere Tage, die von fortwährender Bindung an die Heimat zeugen, von einer Bindung, die oft genug nur noch im Friedhof Anhalt und Ziel finden mag.

Eine neue Inschrift erinnert heute an dem von Friedrich Adler geschaffenen Ehrenmal auf dem Laupheimer Judenfriedhof daran, daß in den Jahren des Unheils und der Gewalt auch das Gedächtnis der im Kriege Gefallenen nicht ungestört blieb. (Foto: Rainer Kaßmann)



«Starb in Amerika. (Sie fand ihre letzte Ruhe) in der Heimat.» Grabinschrift auf dem jüdischen Friedhof in Buttenhausen aus dem Jahre 1935. (Foto: Rainer Kaßmann)

Jüdischem Glauben und Gebrauch entspricht es, daß Friedhöfe an die Natur zurückfallen, wenn keine Gemeinde mehr da ist, die hier ihre Toten bestattet, und kein Angehöriger mehr seine Steinchen als Zeichen des Gedenkens hier niederlegt oder auch nur in Gedanken sich hierher wendet. Nach und nach müßten so die meisten der hiesigen jüdischen Friedhöfe einem langsamen und leisen Vergehen anheimfallen – so vielleicht, wie man es vor Jahren noch im Schwarzwald bei Unterschwandorf beobachten konnte. 1879 war dort die letzte Jüdin

gestorben und beigesetzt worden; der Wald hatte den Friedhof mit seinem guten Dutzend Grabsteinen wieder überwuchert und überwachsen. Inzwischen ist das Vergehen aufgehalten. Der Platz ist von einem niedrigen Zaun umgeben; zwischen den schlichten Steinen ist der Boden freigehalten von Gestrüpp und Gesträuch, darüber bildet der aufgelichtete Bestand der alten Fichten und Tannen den Schirm eines Haines –.

In einem anderen Land könnte man streiten, ob dieser Eingriff angemessen war. Aber hier und uns wird es wohl niemals erlaubt sein, auch nur einen einzigen jüdischen Grabstein dem Verfall zu überlassen, weil es hier nämlich auch jene bedrängenden, bedrückenden Zeichen gibt, die so gut wie immer erst nachträglich gesetzt werden konnten, weil

nämlich damals niemand gewagt hätte, einen Stein zu hauen, zu beschriften und zu setzen: Das Grab des letzten Stuttgarter Rabbiners Dr. Josef Wochenmark, der 1943 den Freitod wählte, als er von seiner bevorstehenden Deportation erfuhr. (Seiner Frau mißlang der Selbstmordversuch, sie wurde nach Theresienstadt deportiert und starb 1944 in Auschwitz.) Oder die drei zu einem einzigen Grabmal gefügten Tafeln in Laupheim für die damals um die 80 Jahre alten Schwestern Therese, Jette und Sally Kirschbaum, deren Todesdaten angegeben werden: 11. 2. 1941, 12. 2. 1941, 13. 2. 1941. Oder all die Erinnerungstafeln, die an Angehörige erinnern, die ermordet wurden und – mit einem Wort Paul Celans – «ein Grab in den Lüften» gefunden haben. Und nicht zuletzt: Die Erinnerungszeichen, die auch

Der Judenfriedhof in Unterschwandorf im Schwarzwald. Fast hätte ihn die Natur des Waldes schon zurückgenommen. Inzwischen wurde er umgestaltet zu einem stillen Hain des Gedenkens. (Foto: W. L.)





Gedenkstein in der Ortsmitte von Buttenhausen. (Foto: Rainer Kaßmann)

hierzulande unmittelbar an die Vernichtung erinnern, und zwar dort, wo diese Vernichtung stattgefunden hat. So bekunden im Vorland der Schwäbischen Alb eine Reihe von Friedhöfen, daß es auch mitten unter uns Konzentrationslager gegeben hat, in denen Häftlinge verhungerten, an Krankheiten dahinsiechten, «auf der Flucht» erschossen, durch Arbeit zugrunde gerichtet wurden.

Einige dieser Friedhöfe und Gedenkstätten mahnen an das Schicksal namenloser Opfer. Von anderen weiß man, wer dort sein Grab gefunden hat. Auf dem KZ-Friedhof bei Schömberg findet sich auch ein Gedenkstein für die Juden, die hier ihr Grab gefunden haben. Dort lesen wir: «Bedenke oh Mensch wo / Du stehst! Hier liegen / heilige Opfer einer Zeit / des Unheils der Gewalt – / herrschaft und des / Rassenwahns in der / Menschen des Glaubens / wegen aus ihrer Heimat / verschleppt entrechtet / entwürdigt / und gepeinigt / dem Leben ent- / rissen auf die- / sem Totenfeld / die letzte / Stätte / gefunden haben /

Auf diesem mit Kreuzen / bedeckten Feld ruhen / auch viele Juden / Darunter 780 aus Wilna / zu viele sind es / um Namen zu nennen / doch wisse / Niemand / und / Nichts ist / vergessen»

Wenn nach Generationen für die Juden die Erinnerung verblaßt sein wird, wenn niemand mehr lebt, dessen Gedanken an diesen Ort, zu einem Grab gehen können: Für uns, denen Verfolgung und Mord einstmals jüdischer Nachbarn in unsere eigene Geschichte eingeschrieben ist, für uns darf es kein Vergessen geben. Vielleicht wird es einmal möglich sein, daß wir uns diesen unseligen Abschnitt unserer Geschichte ganz angeeignet haben.

Vielleicht werden wir dann einen solchen «guten Ort» – wie die Juden ihren Friedhof nennen – aufsuchen können auch in dem Gedenken an das Bekenntnis Martin Bubers, das er (nach: Maria Zelzer, Weg und Schicksal der Stuttgarter Juden) ausgesprochen hat nach einem Religionsgespräch zwischen Juden und Christen am 14. Januar 1933 in Stuttgart: «Ich lebe nicht fern von der Stadt Worms, an die mich auch eine Tradition meiner Ahnen bindet; und ich fahre von Zeit zu Zeit hinüber. Wenn ich hinüberfahre, gehe ich immer zuerst zum Dom. Das ist eine sichtbar gewordene Harmonie der Glieder, eine Ganzheit, in der kein Teil aus der Vollkommenheit wankt. Ich umwandle schauend den Dom mit einer vollkommenen Freude. Dann gehe ich zum jüdischen Friedhof hinüber. Der besteht aus



«Niemand und nichts ist vergessen.» Niemand und nichts darf je vergessen sein! Gedenkstein auf dem KZ-Friedhof Schömburg im Vorland der Schwäbischen Alb. (Foto: Norbert Krüger)

schiefen, zerspellten, formlosen, richtungslosen Steinen. Ich stelle mich darein, blicke von diesem Friedhofgewirr zu der herrlichen Harmonie empor, und mir ist, als sähe ich von Israel zur Kirche auf. Da unten hat man nicht ein Quentchen Gestalt; man hat nur die Steine und die Asche unter den Steinen. Man hat die Asche, wenn sie sich auch noch so verflüchtigt hat. Man hat die Leiblichkeit der Menschen, die dazu geworden sind. Man hat sie. Ich habe sie. Ich habe sie nicht als Leiblichkeit im Raum dieses Planeten, aber als Leiblichkeit in meiner eigenen Erinnerung bis in die Tiefe der Geschichte, bis an den Sinai hin.

Ich habe dagestanden, war verbunden mit der Asche und quer durch sie mit den Urvätern. Das ist Erinnerung an das Geschehen mit Gott, die allen Juden gegeben ist. Davon kann mich die Vollkommenheit des christlichen Gottesraumes nicht abbringen, nichts kann mich abbringen von der Gotteszeit Israels.

Ich habe dagestanden und habe alles selber erfahren, mir ist all der Tod widerfahren; all die Asche, all die Zerspelltheit, all der lautlose Jammer ist mein; aber der Bund ist mir nicht aufgekündigt worden. Ich liege am Boden, hingestürzt wie diese Steine.

Aber aufgekündigt ist mir nicht. Der Dom ist, wie er ist. Der Friedhof ist, wie er ist. Aber aufgekündigt ist uns nicht worden.»

Anmerkungen und Literaturhinweise

Bei Vorstehendem handelt es sich um den überarbeiteten Text einer Sendung des Landesstudios Tübingen, die der Südwestfunk im Rahmen seines Schwerpunktprogramms «Begegnungen mit dem Judentum» am 20. April 1981 ausgestrahlt hat. Für eine vertiefende Beschäftigung mit diesem Kapitel der Landesgeschichte seien vor allem die Arbeiten von zwei Autoren empfohlen, denen auch der Verfasser dieses Textes dankbar verpflichtet ist:

PAUL SAUER: Die jüdischen Gemeinden in Württemberg und Hohenzollern. Stuttgart 1966

UTZ JEGGLE: Judendörfer in Württemberg. Tübingen 1969

Weitere Publikationen zum Thema (in Auswahl):

HERMANN FECHENBACH: Die letzten Mergentheimer Juden. Stuttgart 1972. – HEINZ KEIL: Dokumentation über die Verfolgungen der jüdischen Bürger von Ulm/Donau. Ulm 1961. – ERNST LAMMLE: Die Gmünder Juden. Schwäbisch Gmünd 1979. – JOSEPH MOHN: Der Leidensweg unter dem Hakenkreuz. Bad Buchau 1970. – THEOBALD NEBEL: Die Geschichte der jüdischen Gemeinde in Talheim. Talheim 1963. – JULIUS SCHATZLE: Stationen zur Hölle. Frankfurt 1974. – MARIA SCHÜSSLER: Das Schicksal der jüdischen Bürger von Ludwigsburg während der Zeit der nationalsozialistischen Verfolgung. Ludwigsburg 1979. – LILLI ZAPF: Die Tübinger Juden. Tübingen 1974. – MARIA ZELZER: Weg und Schicksal der Stuttgarter Juden. Stuttgart 1964.